

Zürichdeutsch

Autor(en): **Blatter, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **41 (1946)**

Heft 1: **Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173266>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was können wir für unsere Mundart für die Zukunft erwarten? Die alemannische Schweizersprache ist die Sprache der Natürlichkeit, Einfachheit und Schollentreue, und je mehr diese Eigenschaften zugunsten von Großmannssucht und Anpassergesinnung an Kurswert verlieren, desto schneller geht es mit ihr dem Hochdeutschen oder eventuell auch dem Englischen entgegen.

Anpassergesinnung ist Anpassergesinnung. Ist sie einmal da, so beschränkt sie sich nicht nur auf die Sprache, sondern erstreckt sich bald genug auch auf andere Gebiete. Sie wird nur allzu oft empfohlen und macht heute auffällig viel von sich reden. Wäre sie namentlich in den Städten nicht schon zu stark ins Volk gedrungen, so hätte der Bund für Schwyzertütsch Tausende von begeisterten Mitarbeitern, und «s Schwyzertütsch» könnte gegenwärtig eine Blütezeit erleben wie nie zuvor.

Zug, im März 1946.

H. Boßard.

Zürichdeutsch

Mancher Wurm nagt am guten Zürichdeutsch: Volks- und andere Redner garnieren ihr schriftdeutsches Sauerkraut mit Mundartspeck und meinen — samt den Zuhörern — das sei nun Zürichdeutsch. Im Verkehr mit Schriftsprachigen wird unterwürfig hochdeutsch gesprochen, ja: Zürchermadammen passen sich ergebenst ihren «Schwabedienstmädle» an! Viele Schminkehirne halten Hochdeutscheln: z. B. jemand (öpper), etwas (öppis), oft (vil, öppedie), fünf (föif), zwanzig (zwänzg), uns (öis), nicht (nüd), rasch, Mann usw., ferner «e» und «ee» statt «ä» und «ää»: Rennweg (Rännwääg) und ähnlichen banalen Kitsch für vornehm. Eine Gefahr bildet sodann das Heer der zugezogenen Andersmundartlichen, besonders wenn sie, ihren Dialekt allmählich verlierend, sich hochdeutschen Ersatzes bedienen, statt zürichdeutscher Wörter.

Die größte sprachlich-seelische «Verreichserin» ist aber die Volksschule mit ihrer sowohl von schweizerischen wie schriftsprachlichen als auch sprachpsychologischen Gesichtspunkten aus gleich verbohrten Methode des Deutschunterrichtes.

Da die Landschaft der «vornehmern» Stadt nachplappert, frißt auch dort die Mundartverderbnis um sich, vorab in Industriegegenden: das linke Seeufer spricht z. B. verdorbeneres Zürichdeutsch als das rechte.

Im unermüdlichen Kampf um unsern altehrwürdigen Dialekt und sprachliches Schweizertum müssen wir daher erstens in der Stadt gutes Zürichdeutsch reden, zweitens in der Volksschule einen sprachpsychologisch sinnvollen Deutschunterricht einführen.

Damit die Stadt nicht «verreiche», darf sich niemand albern der echten Zürcher Ausdrücke und Wendungen schämen — z. B. der Formen wie: Zeis, feischter, Fäischter, Zouft, Touscht (Dunst), Glouse, zöiftig, Möischter, wöische, vergöischtig usw. Auch bediene man sich selbstbewußt der besondern Mundartwörter wie z. B. Anke, Nidel, Wyßziger (Quark), Röösliehööl, Böle, Sumervogel, de Moo (Mond),

Schwamm (Pilz), na (noch), nanig, nu (nur), lisme, Lismer (Pullover), büeze, strëele, Schlyffschue, Imbli, Bylihung — und tausend anderer.

Denn nur durch das Schweizerbürgerrecht ist man noch lange nicht sowieso ein guter Eidgenosse, man muß sich täglich auch darum bemühen, selbst in sprachlichen Dingen!

Th. E. Blatter.

Deutschbünden

Graubünden hat eine lebendige romanische Sprachbewegung, die ganz eigentlich eine Wiedergeburt der schönen, rätoromanischen Kultur bedeutet. Wir beglückwünschen sie. Im gleichen Graubünden verwildert, serbelt und stirbt das deutschbündnerische Sprachbewußtsein.

Es gibt keine deutschbündnerische Dialektdichtung. Georg Fient, der mit dem Studafridli seiner «lustig Gschichtenä» einst den halben Kanton zum fröhlichen Lachen gebracht, ist der Jugend unbekannt. Josef Jörger, ein wirklicher Dichter und feiner Mundarterzähler — ich kann seine «Himmelfahrt des Kann-Allas» nicht genug bewundern — hat keine Nachfolger gefunden. Ein Deutschbündner Theater wollte nicht erstehen. Meine Churer «Tanzgamedi usm 18. Jahrhundert» — einmal das Entzücken von Otto v. Greyerz und A. Attenhofer — ist bühnentechnisch verfehlt und darum für Aufführungen ungeeignet; Eva Nadigs «Ruef in d'Hauptstadt», ein sauberes Stück, wird aus unbekanntem Gründen übersehen, und Johann Benedikt Jörgers dramatische Dialektsachen konnten bis jetzt das Land auch nicht erobern. Deutschbündner Lyrik? Weder Nägeli noch Rosmarin, weder Mannsschild noch Ehrenpreis! Kein einziges Gedicht, das Bestand gehabt hätte. Lieber steckt sich der Deutschbündner an Tiroler Gamsbart auf den Filz! Also auch kein Lied, das erklänge, Echo weckte und die Herzen erhöhe. Das sagt doch allerhand, wie die Kantonsräte «schlußendlich» sagen. Es ist darum begreiflich, daß man weit herum im Schweizerland unter Graubünden ganz einfach Romanischbünden versteht. Dies ganz sachlich und ohne den leisesten Neid festgestellt.

Aber nun die Erklärung für solche Stagnation in Deutschbünden? Der zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, weit auszuholen und überzeugend auszuführen, wie die schwierige wirtschaftliche Lage unseres Bergkantons die kulturellen Bestrebungen ganz allgemein erschwert. So seien nur die ganz deutlich sichtbaren Gründe genannt. Der Deutschbündner pflegt seinen Dialekt nicht. In Versammlungen, Behörden, Kommissionen und Kommissiönchen wird hochdeutsch gesprochen, was mit Rücksicht auf romanisch- und italienischsprachige Bündner begreiflich und Regel geworden ist. So bleibt der Dialekt auf die private Sphäre beschränkt. Für Haus und Gasse ist er gerade gut genug. Infolgedessen hat man sich daran gewöhnt, seine Bedeutung zu übersehen. «Die Schule soll möglichst bald das Hochdeutsche kultivieren, vom ersten Schultag an» verlangte ein Lehrer vor nicht allzu langer Zeit! Zwar schreibt der kantonale Lehrplan unmißverständlich vor, die Hochsprache auf die Muttersprache aufzubauen, vom Dialekt auszugehen; aber die